



Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

22. Jahrgang.

1918.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Der „Jägerhof“ in Biebrich.

Durch den Verkauf des sogenannten „Jägerhofes“ seitens der Großherzoglich Luxemburgischen Hofverwaltung an die Stadt Biebrich dürfte es von Interesse sein, einiges aus der vielhundertjährigen Geschichte dieses alten Besitzums zu erfahren. Hierbei muß auf eine längst verstoffene Zeit zurückgegriffen werden.

Als die ums Jahr 500 vordringenden Franken die in unseren heimischen Gebieten ansässigen Völkerstämme besiegt hatten, erklärten sie das ganze eroberte Land für fränkisches Eigentum. Die Biebricher Gemarkung kam dabei, wie alles umliegende Gelände, zum „Königsbergergau“, den die Frankenkönige als Domänengut für sich behielten. Wie an verschiedenen anderen Orten legten die Frankenkönige auch in „Biebruc“ und „Moscebach“ Höfe an, die von Hofmeiern bewirtschaftet wurden. Der beiden genannten Höfe wird zum ersten Male urkundlich Erwähnung getan in einer am 29. Dezember 991 im Kloster Buhle vollzogenen Urkunde. Aus dieser ist ersichtlich, daß der Sachsenkaiser Otto III. „auf Bitten seiner Ahnmutter“, der Kaiserin Adelheid, dem Kloster Selz im Elz sein Gut „Biebruc und Moscebach“ sowie das dazu gehörige Gelände zum Geschenk machte. Die Großmutter des Stiflers, die „fromme Adelheid“, die das Kloster Selz einrichtete, zog sich später in dasselbe zurück, wo sie auch verstarb. Die Selzer Mönche benannten zu Ehren der Kaiserin Adelheid, der sie ja die große Stiftung der beiden genannten Höfe zu verdanken hatten, den Hof zu Biebrich fortan den „Adelheidshof“, wie sie auch die Kapelle, die zu Biebrich stand und die anno 1005 Dudo I. mit seiner Gemahlin Rotrude dem Kloster Bleidenstadt schenkte, die „Adelheidis-Kapelle“ nannten.

Am 19. Februar 1229 verkaufte das Kloster Selz den Adelheidshof samt Gütern und den Hof zu Mosbach an die Kirche zu St. Stephan in Mainz, von der es jedoch den Hof etwa 45 Jahre später wieder zurückkaufte, um ihn darauf dem Kloster Eberbach im Rheingau in Erbpacht zu geben. Etwa 20 Jahre später (1296) gründete der damalige Träger der deutschen Königskrone, Adolph von Nassau, mit seiner Gemahlin Imagina „für sein und seiner Familienglieder Seelenheil“ auf dem zum Adelheidshofe gehörigen Gelände „Bruderode“ bei Wiesbaden das „Neue Kloster“ (Klarenthal). Am 6. Januar 1298 schenkte König Adolph diesem Kloster sowohl den Grund und Boden, auf dem es erbaut, als auch den Adelheidshof selbst, den Hof zu Mosbach und den Hof Armenruhe. Durch diese Schenkung wurde Klarenthal der größte Grundbesitzer der Mosbach-Biebricher Gemarkung, über die es auch das Grundherrnrecht besaß. Bei dem Kloster Klarenthal verblieb der Adelheidshof bis zur Auflösung des letzteren durch Graf Philipp II. von Nassau, genannt der Jungherr, im Jahre 1560. Nun kam der Adelheidshof in den Besitz der Grafen von Nassau. Graf Johann von Nassau hatte den Hof als Witwenhof für seine Gemahlin Anna aussersehen, doch starb diese vor dem Grafen Johann. Dessen Nachfolger, Graf, resp. Fürst Georg August Emanuel von Nassau überwies den Hof seiner Gemahlin Henriette Dorothea, die ihn zum Sommeraufenthalt benutzte. Nach Erbauung des Biebricher Schlosses wurde der Hof als fürstlicher Wohnsitz

aufgegeben. Die einzelnen Gebäude fanden als Wohnungen für Hofbedienstete und dergl. Verwendung.

Im Jahre 1767 wurde in dem Adelheidshofe das heute noch in Hochheim stehende Heiligen-Steinbild aufgefunden. Mit Reisig zugebedt, hatte es lange Jahre unbeachtet in einem Raume zwischen zwei Gebäuden gelegen, wohin es wohl im „großen Kriege“ geschafft worden war. Auf welche Veranlassung hin es in Hochheim aufgestellt wurde, ist unbekannt.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden im Adelheidshofe große bauliche Veränderungen vorgenommen. Fürst Friedrich August von Nassau hatte im Jahre 1803 die in Biebrich bestehende „militärische Reiterabteilung“ zu einer Kompanie „reitender Jäger“ verstärkt. Es wurden nun im Adelheidshofe Unterkunftsräume für die Mannschaften und Stallungen für die Pferde hergerichtet, auch eine „Reitbahn“ erbaut. Von nun an erhielt dieses alte Bestium die Bezeichnung „Jägerhof“, welche er auch bis auf den heutigen Tag beihält. Aber nicht lange sollte die genannte Truppe den Jägerhof bewohnen. Als Napoleon im Jahre 1806 von Nassau, als zum Rheinbund gehörend, verlangte, daß ihm dieser zum Krieg gegen Preußen vier Bataillone Infanterie und zwei Schwadronen Kavallerie stelle, wurde die Anzahl der reitenden Jäger verdoppelt. Die im Jägerhof für das Militär hergerichteten Räume erwiesen sich nun als zu klein, weshalb eine neue Kaserne mit Stallungen erbaut ward. Die nunmehr leer gewordenen Räume des Jägerhofes fanden als Wohnungen, als Magazine und Wagenremisen Verwendung.

Durch den Ankauf des Jägerhofes seitens der Stadt Biebrich werden ohne Zweifel in nicht allzuferner Zeit größere Umbauten in dessen Gelände erfolgen, wobei sicherlich wertvolle Funde aus älterer Zeit gehoben werden dürften. Zu dieser Vermutung berechtigen die vielen in der Umgebung des Jägerhofes gesichteten Funde aus der Römer- und der Frankenzeit.

Georg Kraus.

645

Königstein während der Kriegsjahre 1792—1815.

Die „Perle des Taunus“, das Städtchen Königstein, hat während den Kriegsjahren von 1792—1815 schreckliche und schlimme Tage erlebt. Nach Altenstätten aus dem städtischen Archiv in Königstein begann die Drangsal für Königstein und nächster Umgebung Ende Oktober 1792, als sich die mainzische Besatzung der Burg den auf dem Zuge nach Frankfurt befindlichen Franzosen ergab. Das Gegenteil erfuhr die besitzende Bevölkerung von Königstein, Cronberg und sogar von Schönberg von den angeblich für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpfenden Franzosen. Zur Bestreitung der Kriegsausgaben mußte die Stadt für 1796/97 bei ihren und Cronberger und Schönberger Einwohnern zusammen 9948 Gulden aufnehmen. Königstein hatte zu dieser Zeit etwa nur etwa 1200 Einwohner, war durch die vorhergegangenen Kriegsjahre leistungsunfähig und die aufzubringenden Gulden betrugen nach unserem heu-

tigen Geld nahezu 16000 Mark. Die Einnahme der Festung durch die Preußen unter Prinz Hohenlohe brachte dem Städtchen keine materiellen Vorteile, und das Jahr 1796, in welchem die Österreicher die Festung den Franzosen übergaben und auf Veranlassung des Generals Marceau in die Luft gesprengt wurde, und die wiederholt durchziehenden und einquartierten Truppen sogten die Bevölkerung so stark aus, daß sie kaum imstande war, sich gegen Hunger zu schützen. Zu einer beträchtlichen Kontribution trugen die Königsteiner Bürger 525 Gulden bei; weiter hat die obere Amtskasse in Höchst zu den drückenden Kriegszahlungen „einstweilen“ 350 Gulden zugehoben.

Für Fuhrleistungen (Mehl und Fourage nach Würzburg, Mainz, Neuwied, Limburg, Würzburg usw.) mußten 424 Gulden und für erkaufte Fourage (Hafer und Heu) 2620 Gulden bezahlt werden. Die Lieferung für Fleisch wurde mit 2407 Gulden berechnet und für Brot, Mehl und Kleie 511 Gulden ausgeben. Sogar für eine „einkommene“ Flöte mußten dem Serganten Lipol 17½ Gulden vergütet werden. Die Kontributionsbeiträge nach Höchst betrugen 1459 Gulden, 24 Kreuzer, 2 Heller. An Tagegelder (Votenlohn usw.), Handwerkslohn auch Exekutionsgebühr, Dolmetschergebühren wurden 246 Gulden 14 Kreuzer bezahlt. Für den Titel „Insgemein“, welcher u. a. umfaßt: Rauch- und Schnupftabak, Garn an die Truppen, Auslösung arretierter Vorkämpfer, Trommelschläger, irdenes Geschütz, Preitische für die Wachtstube, Kalender, zahlte die Stadt 65 Gulden und 9 Kreuzer. An Douceur mußten an die ungeliebten Gäste 1542 Gulden bezahlt werden. Erwähnt von diesen Geschenken seien nur die sechs Paar seidenen Strümpfe an die Kommandanten (28 Gulden), 2½ Ellen Nasseln zu Hemdenstreifen (5½ Gulden), Tuch zu Hemden (50 Gulden 8 Kreuzer), für Sattel und Baum (36 Gulden). Ferner ist noch aus den schlimmen Jahren 1796/97 zu erwähnen, was die Stadt an die Bürger Königsteins, Anton Kroch und Bürgermeister Wumüller, für verloren gegangene Pferde, Fuhrwerke und Geschütze zu zahlen hatte; ersterem wurden 282 und letzterem 94 Gulden vergütet. Diese für die damalige Zeit sehr hohen Verluste verdankt Königstein der Hauptsache nach den Franzosen.

Die Heimführung des Städtchens hatte aber noch nicht ihr Ende erreicht. Infolge des Reichsdeputationsbeschlusses am 25. Februar 1803 kam Königstein an das Herzogtum Nassau und teile nun mit diesem die wechselvollen Schicksale des Landes.

Die jetzt einsetzenden Einquartierungskosten erreichten ihren Höhepunkt von 1813–14. Nach vorgeschickten Bescheinigungen und Kostenrechnungen betrugen die französischen Requisitionen und Kontributionen in den Kriegsjahren 1806–1813 7884 Gulden 36 Kreuzer 1 Heller.

Als billig kann angenommen werden, daß in dem Zeitraum von acht Jahren täglich im Durchschnitt 300 Mann hier einquartiert waren, welche auch vollständig verpflegt wurden. Die Verpflegungstage berechnen sich hiernach auf 109500 und die Mundportionen pro Mann und Tag zu 24 Kreuzer angenommen, ergeben eine Summe von 43000 Gulden. Diese Lasten und Kosten dürften sich fast doppelt so hoch stellen, denn die Franzosen haben eine Vergütung für Verköstigung und Verpflegung nie geleistet. Über empfangene Futrage stellten sie in französischer Sprache in mehreren Exemplaren Quittungen aus. Die Schuldenlast Königsteins bezifferte sich während den Jahren 1792–1800 auf etwa 40000 Gulden; 1796 glich die Stadt einem Trümmerhaufen.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig waren die Franzosen auch aus hiesiger Gegend verschwunden; jedoch bei der Verfolgung derselben kamen anfangs November die gegen die Franzosen verbündeten Böhmer nach Königstein. Unserem Städtchen erwuchsen durch die tage-, wochen- und monatelange Einquartierung, bis ins Jahr 1811 hinein, ganz enorme Kosten.

Es würde zu weit führen, alles das anzugeben, was die verschiedenen Völker beanspruchten und verbrauchten.

Die Kosaken bezogen in der Stärke von je sechs Ober- und Unteroffizieren, 52 Gemeinen mit 96 Pferden während 12 Tagen hier Quartier. Erwähnt sei nur, daß sie in dieser Zeit 144 Maß Wein und 312½ Maß Branntwein vertilgten.

Die zum Armeekorps des Fürsten von Schwarzenberg gehörigen Österreicher waren zusammen 9½ Tage hier. Ihre Stärke betrug 6 Stabsoffiziere, 38 Ober- und Unteroffiziere, 1083 Gemeine und 794 Pferde.

Die bayerische Einquartierung, welche dem Regiment Graf von Werder angehörte, betrug 1 Ober- und 2 Unter-

offiziere, 20 Gemeine und 23 Pferde. Die sehr bedeutenden Futragemengen wurden, nachdem das angelegte kleine Magazin erschöpft war, von den Bürgern erhoben, und da auch hier nichts mehr vorhanden war, der nötige Geldbetrag auf die Grundsteuer ausgeschlagen. Auch für auswärtige Einquartierungen und Truppenlager, selbst für Blichers Hauptquartier nach Höchst, mußten erhebliche Mengen Futter abgegeben werden. Die russische „Wagenburg“ erhielt Holz für 284 Gulden 48 Kreuzer und die österreichischen und russischen Truppen während des Monats Dezember Brennholz fürs Lager im Werte von 433 Gulden geliefert. Die Kriegsführen während der Zeit vom 19. März 1813 bis 9. Januar 1814 hatte die Stadt 2431½ Gulden zu zahlen. Die Einzelaufprüge (ruinierte Baumschulen, Rauchtal für durchziehende Kosakenpatrouillen usw.) wurden auf mindestens 2500 Gulden berechnet. Die Einquartierung betrug am 4. Dezember 1813 700 Mann österreichische und am 30. desselben Monats und Jahres 1802 russische Truppen: aufnahmefähige Bürger dagegen waren nur 129 vorhanden. Von den Kosaken schreibt der Vorkämpfer Best dafür, daß sie alle mögliche Erzeße hier ausübten und kein Mensch ohne Lebensgefahr vor denselben sicher war. Die vielen Sorgen, Entbehrungen und brutale Behandlung der nur noch wenigen Einwohner Königsteins übersteigen bei weitem diese Geldzifferzahlen, die für die Einquartierungen Requisitionen und Kontributionen aufgebracht werden mußten. Alle Eingaben auf Wiederersatz der gebrachten Opfer an Gut und Geld durch die „Reichsoberationskasse“ blieben ungehört. Selbst die nassauische Landesregierung verhielt sich den Kriegslieferungen gegenüber nicht für ersatzpflichtig und gab auch keine Aussicht auf Erfolg. Nach so langen Jahren konnte auch das Biele nicht mehr ersetzt und gut gemacht werden. Noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hörte man so wohl hier als auch in anderen Gegenden unseres Vaterlandes noch von Kriegsschulden reden, die während den Freiheitskriegen zu Anfang derselben gemacht wurden und unbezahlt blieben.

J. L.

Der Name Limburg.*)

Was bedeutet wohl nur der Name des freundlichen Lahnbädtchens, das durch seinen lebentümmigen St. Georgsdom Welberühmtheit erlangt hat? Ohne Zweifel hat mancher bereits die Frage getan, und gewiß nicht unangebracht ist es also, ihr im Folgenden ein paar Zeilen zu widmen.

„In monte quodam Limburgk“ — so heißt es in jener bekannten Urkunde, in welcher der Name Limburg zum erstenmal nachweislich auftritt. Von dieser ältesten Form, die wir kennen, müssen wir also, wie es übrigens bekanntlich bei der gesamten Etymologie notwendigerweise geschehen muß, ausgehen, wenn wir zu einem wenigstens einigermaßen sicheren Ergebnis gelangen wollen, und das ist meines Wissens bei den einzelnen Erklärungen des Namens Limburg auch immer geschehen.

Jetzt fragt es sich nur: Was bedeutet denn nur der Name Limburg, was wenigstens die erste Silbe „Lim“? Darüber sind nun, wie gewöhnlich, schon sehr verschiedene Ansichten geäußert worden, sodaß ich mich genötigt sehe, hier näher darauf einzugehen.

Da sind zunächst die Erklärungen von Grimm und Krehnen. Gemeinsam ist ihren Forschungsergebnissen nur, daß beide unwahrscheinlich sind; ihre Meinungen gehen auseinander. Daß sie aber selbst nicht so recht an ihre Ausführungen glauben, beweist schon ihre unsichere Ausdrucksweise. So meint denn Grimm: „Der häufige Ortsname Limburg. Lintburg ist richtiger auf Schlange (ahd. lint, altnord. limni) als auf Linde zu beziehen. Krehnen dagegen „denkt mit Herkenmann lieber an Linde.“

Diesen wenig haltbaren Vermutungen gegenüber steht umso vorteilhafter der volkstümliche, althergebrachte Brauch ab, Limburg mit Lintburg, d. i. Drachenburg, in Verbindung zu setzen. Im allgemeinen, ja sogar immer, pflegen volkstümliche Namenserkklärungen nicht gerade sehr stichhaltig zu sein. Interessant, den Volksgeist sowie das poetische Volksempfinden bezeichnend — gewiß, das mögen sie vielleicht sein — und das wird ihnen wohl niemand abspornen wollen —, das ist aber auch in der Regel alles. Ich sage mit Abicht „in der Regel“. Denn bei dem Namen Limburg

*) Vielleicht gibt diese Auffassung von der Entstehung des Namens Limburg dem einen oder anderen Etymologen zu einer Meinungsäußerung Veranlassung. D. Schmitt.

ist's — so seltsam es klingt — anders. Da entbehrt einmal die volkstümliche Erklärung von vornherein durchaus nicht der Wahrscheinlichkeit, sodaß sich selbst einige Gelehrte zu ihr neigen. Denn, abgesehen von der Überlieferung, nach welcher der Ritter Georg, der Schuttpatron von Limburg, auf dem steilen, von der Lahn umrauschten Felsen einen Drachen getötet haben soll, lassen sich noch einheimische Limburger Benennungen anführen, die auf die Möglichkeit einer solchen Entstehung des Namens, wie es der Volksmund will, hindeuten. Da ist zunächst der Name eines Hügels, des Greifenberges, erwähnenswert, der sich in unmittelbarer Nähe der Stadt und des Domes erhebt, ferner vielleicht auch die Tatsache, daß die mittelalterliche Ummauerung der Stadt ein kleines Tor hatte, die Greifenpforte genannt, das beispielsweise anno 1363 bei Erwähnung des Todes Friedrichs von Hattstein, des damaligen abtlichen Limburger Stadthauptmanns, in der bekannten Limburger Chronik des Stadtschreibers Tilmann Elken von Wollshagen vorkommt.

Der Erklärung, die ich für die richtige halte, kommt noch am nächsten der Versuch, den Namen von Limburg, d. i. Wasserburg, herzuleiten. Daß die Ansicht sich bis jetzt noch der weitesten Verbreitung erfreut, ist bekannt. Als Begründung wird da gewöhnlich ungefähr folgendes angeführt: Vint bedeutet so viel wie Wasser, es gibt mehrere Limburgen in Mitteleuropa und unser Limburg endlich liegt ja auch an einem Gewässer, der Lahn. Folglich ist gegen diese Erklärung nichts einzuwenden. In der Tat, das klingt wahrhaft bestechend! Und doch ist demgegenüber zu bedenken, daß der Name Limburg nicht überall auf die gleiche Weise entstanden zu sein braucht. Vielleicht gelingt es mir, durch die folgenden Ausführungen, in denen ich die Erklärung, die vor mehreren hundert Jahren bereits Mechtel, der bekannte Limburger Kanonikus und Chronist, gegeben hat, durch einige weitere Gründe möglichst wahrscheinlich zu machen suche, ein paar Leser davon zu überzeugen.

Nach diesen Abschweifungen kehre ich wieder zu der Frage zurück, die ich oben aufgeworfen: Was bedeutet denn nun eigentlich der Name Limburg? Meine Antwort, also auch die Mechtels, ist äußerst einfach und naheliegend — sonderbar genug ist's eigentlich, daß sie bisher so wenig Anhänger gefunden —: Limburg bedeutet Burg am Winterbach. Doch ehe ich nun zu einer regelrechten Erklärung übergehe, will ich nicht versäumen, erst noch auf eine eigenständige Erscheinung aufmerksam zu machen, die ich im folgenden zu Hilfe nehmen werde. Es dürfte eine wenig bekannte Tatsache sein, daß bei einem Zusammenfluß zweier Gewässer der dort liegende Ort vielfach nach dem kleineren benannt ist, wie wir dies bei Mainz, Raab (an der Donau), Ober- und Niederlahnstein, Weilburg, Ems und vielen anderen Städten und Dörfern beobachten können. So liegt denn auch hier der Versuch nahe, diese Tatsache bei der obigen Erklärung Anwendung finden zu lassen, zumal da sich auch bei Limburg ein Bach, Kasselbach genannt, in ein größeres Gewässer, die Lahn, ergießt, der, wie die umhüllenden Forschungen des Altmeisters der nassauischen Geschichtsschreibung des in Göttingen ruhenden Delans Christian Daniel Vogel zu Kirberg, gezeigt haben, in der Tat einmal Winter geheißsen hat. Dieser Bach, der bei Winter entspringt, hat denn auch diesem Dorfe den Namen gegeben. Mit Unrecht hat man also versucht, den Namen Winter von Linde herzuleiten. Was nun der Nachname Winter bedeutet, ist für uns gleichgültig, da dies höchstens erst in zweiter Linie, mithin für die Erklärung des Namens Limburg überhaupt nicht in Betracht käme.

Nach diesen Ausführungen also haben wir in dem Ortsnamen Limburg nichts anders als „Burg am Winterbach“ zu erblicken.

Gewerbetätigkeit in der ehemaligen Grafschaft Westerbürg früher u. jetzt.

Mit der Entwicklung der Industrie ist die Erwerbstätigkeit eines außerordentlich großen Teiles der Bevölkerung eine andere geworden. Heute beschäftigt die Industrie in unserem Vaterlande 41,8 Millionen gegen 6,3 Millionen im Jahre 1816. Mit dem Aufschwung der Industrie mußte der Kleinbetrieb, wenn auch nicht in demselben Verhältnis, zurückgehen. Wenn sich auch manche Berufsarten, deren Erzeugnisse nicht durch Maschinen hergestellt werden können, erhalten haben, so findet man, daß ein großer Teil früherer

Erwerbszweige gänzlich untergegangen ist. Viele derselben fristen noch hier und da ein kümmerliches Dasein. Eine Landschaft, die in bezug auf Gewerbetätigkeit eine ebenso vielgestaltige wie interessante war und zum Teil noch ist, haben wir in der ehemaligen Grafschaft Westerbürg, was uns die folgenden Ausführungen beweisen sollen.

Schon in uralten Zeiten befanden sich bei Westerbürg bedeutende Gerbereien. Derselben standen außerhalb der alten Stadt, da wo sich heute die Unterstadt ausdehnt, da sie innerhalb der Burz- und Stadtmauer nicht angelegt werden durften. Das Westerbürger Oberleder war weit und breit berühmt. Zur Herstellung guten Sohlleders soll das vorhandene Wasser nicht geeignet gewesen sein, und so mußte das Renneroder und Hachenburger Sohlleder das Westerbürger Oberleder ergänzen. Der Gerbereibetrieb war in Westerbürg so stark, daß die Gerber bis weit ins Hessentland zogen und dort die Häute ankauften. Heute noch heißt die ganze Unterstadt im Volksmund die „Sohlgasse“, von Löer, Löher, was so viel bedeutet als Rotgerber.

Infolge des regen Gerbereibetriebes florierten auch Schuhmacherei und Gerberei, und besonders waren es einzelne Erzeugnisse der letzteren, die große Berühmtheit erlangten. Die sogenannten „Westerbürger“, Peitschen aus Eichen- oder Kirschbaumruten geflochten und mit naturfarbigem Leder bekleidet, haben heute noch ihren alten Ruf. Die Produktion derselben hat zwar sehr nachgelassen, und heute ist nur noch ein Mann vorhanden, der es versteht, die Peitschenstäbe zu flechten. Im allgemeinen sind Sattlerei und Schuhmacherei zurückgegangen. Gerbereien gibt es in Westerbürg heute überhaupt keine mehr.

Auch durch die Erzeugnisse aus den verschiedenen Zweigen der Weberei war Westerbürg seit alten Zeiten vortrefflich bekannt. Außer dem gewöhnlichen Leinen wurden die verschiedenartigsten Artikel der Damast- und Trikotagenweberei besonders aber auch der Strumpfwirkeri im großen hergestellt. Meist wurde auf diesen Gebieten im Auftrag großer Firmen gearbeitet. Aus dem Gebiete der Strumpfwirkeri waren als Spezialitäten besonders die gewirkten Komiflose und Mützen bekannt. Die letzteren waren Rispelmützen und hießen wegen der eingewebten Figuren „Wühlgesmützen“, Wügelgesmützen. Etliche derselben sind in Westerbürg heute noch vorhanden. Die Weberei ist gegenwärtig vollständig verschwunden und mit ihr das Spinnrad, welches zwar hier und da noch als altes Erbstück aufgehoben wird. Bald wird dasselbe nur noch in Museen oder in der „Bauernstube“ der Städter zu finden sein. Auch die Spinnstuben sind verlassen und haben anderen gesellschaftlichen Veranstaltungen Platz gemacht. Wo sie sich noch erhalten haben, können sie auf ihren alten Namen keinen Anspruch mehr machen.

Besonders reichhaltig waren in früheren Jahren die Berufszweige vertreten, die sich mit der Herstellung landwirtschaftlicher Gebrauchsgegenstände befaßten. Meist war irgend einer dieser Artikel Spezialität eines bestimmten Ortes und für denselben charakteristisch. In Westerbürg selbst war die Herstellung der sogenannten „Schloßerfässer“ oder „Schlaurefässer“, wie man die Behälter zur Aufbewahrung der Wehsteine nennt, ein weitverbreiteter Erwerbszweig. Heute werden dieselben noch in einer Familie hergestellt, und ihre jährliche Produktion beläuft sich in die Tausende. In Winne war und ist heute noch die Herstellung der Sensenwürfe, Schauffelstiele, Zugjochs und Reibstehhölzer in großem Maße heimisch. Gudheim war der Ort, der weite Kreise mit Dreschlegeln versorgte. Merkwürdig war dabei das Prinzip der Arbeitsteilung vertreten. Während die einen nur die Handruten herstellten, machten die anderen die Klöppel. Wieder andere machten die „Peisen“, Eisenschleifen, welche Rute und Klöppel verbinden. Sehr häufig nannte man die Hersteller nach der Art der Gegenstände, die sie lieferten. So war der „Nagelschnuppshannes“ eine weit und breit bekannte Person. Heute werden Nagel meines Wissens nur noch in Westerbürg fabriziert. In Gudheim wurden außerdem die Webstuhlstämme verfertigt. Mit der Weberei ist diese Berufsart verschwunden. Westerbürg war auch bekannt durch seine Spinnräder, wie überhaupt die Drechslerei hier früher in hoher Blüte stand. Weberspulen wurden zu Tausenden hier hergestellt. Mit den Spinnrädern zogen die Drechsler auf die entlegensten Märkte zum Verkauf, wo Westerbürger Ware stets sehr gesucht war.

Auch die Eisenindustrie war in der Grafschaft vertreten. Aufgefundenen Schlackenhalben lassen darauf schließen, daß in der näheren Umgebung Westerbürgs Eisen verhüttet wurde. Bei Gemünden war ein berühmtes Hammer-

werk, der sogenannte „Hammer“, welcher schon lange als Mühle eingerichtet ist. Viele Leute arbeiteten als Drahtzieher und Nagelschmiede, und die Gemündener Siebmacher waren im ganzen Lande bekannt und gesucht. Alle diese Berufsarten wird man heute vergeblich suchen. Ein Mann von Westerborg war bekannt durch seine Fertigkeit in der Herstellung von Pfeifen für die Spulen der Spinnräder; heute sind auch die nicht mehr nötig.

Auf dem Gebiet der Nahrungsgewerbe war es in Westerburg die Bäckerei, die außerordentlich stark vertreten war. Weite Kreise wurden von hier aus mit Backwaren versorgt, und auf den Märkten des Westerwaldes war stets eine stattliche Anzahl Westerburger Marktbäcker und Kaffeelöcher vertreten. Auch heute ist das Bäckereigewerbe noch stark vertreten, doch lange nicht mehr in dem Maße wie früher. Viele Westerburger gingen als Bäckergefelln in die benachbarten Großstädte, und in Mainz sollen sie zeitweise so stark vertreten gewesen sein, daß man dort die Bäckergefelln kurzweg die „Westerburger“ nannte.

Die Brauereien waren in Welterburg in Menge vorhanden, und das übergährige Welterburger Bier hatte einen guten Ruf. Besonders verdient die Brauer an der Gese viel Geld. Durch die Großbrauereien und das Aufkommen des Lagerbiers, nicht weniger aber aus dem Grunde, daß die Brauerei die flüssige Gese verbräute, gingen die hiesigen Brauereien nach und nach vollständig ein. Auch die Branntweinbrennereien, die sich früher hier befanden, sind alle verschwunden. Trotzdem mangelt es weder an Erzeugnissen der ersten noch der letzteren.

Gerschafen war bekannt durch die Badofenindustrie. Dieselbe war begründet in dem massenhaften Vorkommen von „Badofensteinen“, einem bimssteinsführenden Trachyttuff, der sich zur Herstellung von Badöfen durch seine Feuerbeständigkeit vorzüglich eignet.

Die Braunkohlengruben, die in der Grafschaft zeitweilig im Betrieb waren, gaben nur wenig Leuten Arbeit und Erwerb.

Viele Frauen und Männer der Grafschaft waren in früheren Jahren den größten Teil des Jahres auswärts als Häufierer und Marktvorfäufer. Besonders wurden von hier aus Hannover, Oldenburg und Schleswig-Holstein bereist. Der Handel erstreckte sich jedoch meist nicht auf die in der Grafschaft hergestellten Waren, sondern auf billige Massenartikel. Die Heimarbeiter der Grafschaft arbeiteten, wie oben schon erwähnt wurde, meist im Auftrage großer Firmen. Die Gerber zogen zu Großvaters Zeiten wohl noch auf den Markt und schnitten dort ihr Leder aus, und dann wurde der Schuster ins Haus genommen. „Wie anders ist es heute!“

Durch die Entwicklung der Industrie wurde die Beschäftigungsweise der Bewohner eine andere. Aus der ehemaligen Grafschaft Westerburg gingen in den fünfziger Jahren die ersten Arbeiter in die Industriegebiete. Sonderbar ist es, daß unsere Arbeiter, die heute fast ausschließlich ins Hellertal gehen, nahezu ohne Ausnahme in dem Stufateurgeschäft arbeiten.

In der Grafschaft selbst sind wohl auch einige industrielle Betriebe entstanden, doch vermögen sie nicht der Menge unserer Bewohner Arbeitsgelegenheit zu bieten. In Westerburg selbst wurde eine Zigarrenfabrik eröffnet, die jedoch nur wenig Leute beschäftigt. Mehr Arbeitsgelegenheiten bieten die Steinbrüche, die im Anschluß an die günstigeren Verkehrsverhältnisse in Betrieb genommen wurden. Die Grafschaft wird aller Voraussicht nach in industrieller Hinsicht nie eine Bedeutung erlangen, und da die Landwirtschaft ebenfalls nicht instand ist, die Bevölkerung allein zu ernähren, so wird ein großer Teil derselben stets darauf angewiesen sein, in anderen Bezirken dem Verdienste nachzugehen, was im Interesse eines geordneten Gemeinde- und Familienlebens zu beklagen ist. Die Hoffnungen, die man in dieser Hinsicht auf die Erschließung des Westerwaldes durch Eisenbahnen gesetzt hat, werden wohl nie ganz in Erfüllung gehen.

A. F.

A. F.

Altnassauer Allerlei.

Th. Sch. Das königliche Schloß am Markt zu Wiesbaden. Im vergangenen Jahre (1917) waren acht Jahrzehnte seit der Erbauung des vormals Herzoglichen, jetzt königlichen Schlosses verflossen. Nach den Plänen des Oberbaurats Moller zu Darmstadt im Frühjahr 1837 begonnen.

wurde es unter Leitung des Bauatzeffisten, späteren Bau-
rats Görz noch in demselben Jahr unter Dach gebracht.
Für den Bauplatz waren zu erwerben eine Baustelle des
Glasermeisters Friedrich Bauer für 1400 Gulden, die Ge-
bäulichkeiten des Johann Jakob Boths bezw. seines Sohnes,
des Rats Herrn Wilhelm Boths, für 31550 fl. und das Haus
des Bernhard May auf der Hammermühle, der dafür das
von Franz Christian Willms am Markt für 27000 fl. er-
kaufte Haus als Tauschobjekt und eine Entschädigung von
26000 fl. erhielt. Für Vermittlung waren an H. Böppler
weitere 440 fl. zu zahlen, so daß der Bauplatz auf rund
99000 fl. kam. Den Abbruch jener Gebäude übernahm
Zimmermeister Berghof, dem die nächsten Umgebung für die Zwecke
der Hofhaltung frei und verwendbar zu machen, mußten
1838 weiter erstanden werden: das Konrad Kalbsche Haus
mit Hof und Garten für 90000 fl. und 50 Friedrichsdor-
Schlüsselgeld; es ist das Kavalleriehaus am Markt, das heute
noch von der bejahrteren Einwohnerschaft als Kalbsches
Haus bezeichnet wird; sodann die hinter dem herzoglichen
Bauplatze gelegenen Anwesen des Schreinermeisters Wilhelm
Löw für 11400 fl. und der Witwe Aringer für 4600 fl. —
Im Juli 1838 kamen die hinter dem Kalbschen Haus ge-
legenen Kontrollhofgebäude (die Reste des ältesten Grafen-
schlosses) an den Meßgermeister Peter Wunderlich für 2070 fl.
zur Versteigerung. Im August 1838 wurde das Gartenhaus
der Witwe Scholz an der Mühlgasse erworben und der
in dieser Gasse offen dahinfließende Mühlbach durch Her-
richtung eines Trottoirs bedeckt. Nach längeren Unterhand-
lungen entschloß sich im Juli 1839 auch der Apotheker
Stephan Herber zur Abtretung seines Hauses für 55000 fl.,
das, zwischen dem Schloßbau und dem Kalbschen Hause
gelegen, vormalig von Konrad Kalb erworben worden war
und einen Teil der „Zum deutschen Hause“ genannten
Kalbschen Gebäulichkeiten gebildet hatte. Um Raum zur
Erbauung einer Holzremise und für eine Einfahrt von der
Grabenstraße aus zu gewinnen, kam im Oktober 1844 der
Garten des Seifenfleckers Wilhelm Boths für 3900 fl. zum
Ankauf, der sich der Länge nach zwischen dem Schloßterrain
und der Grabenstraße ausdehnte. Mehr Licht und eine
freundlichere Umgebung erhielt das Schloß seit 1844 durch
den Abbruch des alten Regierungs-, vormaligen Schloß-
gebäudes und Herichtung des sogenannten neuen Marktes,
an dem nach Abbruch der alten Zehntenscheuer und des
Amt- und Rentenhauses 1853 die Erbauung der evangelischen
Kirche begonnen wurde. In demselben Jahr 1853 fand sich
auch Gelegenheit, die an die Hintergebäude des Schlosses
stoßende Hofreite der Witwe des Johann Philipp Scheurer
für 24000 fl. zu erwerben. Eine Abrundung erhielt das
Schloßterrain schließlich dadurch, daß die Domäne im Jahre
1856 die Hofreite des verstorbenen Oberforstrats Huth für
46000 fl. von dessen Witwe Amalie geborene Handel an
sich brachte: an ihrer Stelle steht die Wilhelms-Seilanficht.
Die Kosten für den Bau und seine Einrichtung anfangend,
hatte die herzogliche Amortisationskasse dem Hofmarktschalt-
amt im Jahr 1837: 231000 fl., 1838: 136000 fl., 1839:
260000 fl., 1840: 162000 fl., 1841: 40000 fl., 1843:
21179 fl., also im ganzen rund 850000 fl., zur Verfügung
zu stellen.

We. Die Prügelstrafe beim nassauischen Militär. Wir stehen heute im Zeichen der Humanitätsbestrebungen. Selbst in Gefängnissen und Zuchthäusern haben diese festen Fuß gefaßt. Alles nur Erdenkliche wird dort für das Wohl der Sträflinge getan. Auch die Prügelstrafe, eine besonders entehrende und menschenunwürdige Art der Bestrafung, ist in den Gefängnissen ganz verschwunden, in den Zuchthäusern auf Disziplinargerben der schwersten Art beschränkt. Jedoch seit allzu langer Zeit ist die Prügelstrafe noch nicht abgeschafft; für die Truppen des ehemaligen Herzogthums Nassau zum Beispiel bestand sie noch bis zum März des Jahres 1848. Erst am 23. März wurde sie aufgehoben durch einen Generalbefehl. Das kulturhistorisch interessante Document hat folgenden Wortlaut: „Seine Hoheit der Herzog haben zu befehlen geruht, daß die Stodschläge auch in der durch Generalbefehl vom 3. Mai 1844 eingeführten zweiten Klasse der Soldaten als Strafart bei dem Herzoglichen Militär gänzlich abgeschafft werden und an deren Stelle entsprechende Freiheitsstrafen treten sollen. Der General-Commandant. Preen.“

= **Rassanische Bauernkolonien in Südrussland.** Das unter diesem Titel im Auftrag der Centralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur in Bad Nauheim erschienene Schriftchen (Preis 50 W.) von H. W. Brepohl gibt in interessanter Weise über zwei rassanische Siedlungen in Rußland Aufschluß, die sich als starkes Maß vorlägen Fortschritts bildeten.